

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rinneepisode wirkt trotz raffinierten Spiels der Rosah als retardierende Unterbrechung, und der Tessinerteil interessiert zwar durch den Versuch, die italienische Atmosphäre durch ein jaftiges Italo-französisch zu wahren, lenkt aber doch von dem tragischen Grundton durch seine burleske Gestaltung zu Ungunsten des Ganzen ab. So möchte man sagen, es sei aus dieser Zusammenarbeit zweier Völker zwar noch kein einheitliches Werk hervorgegangen, wohl aber ein Dokument höchstgezüchteter Schauspielkunst und ein vielversprechender Anfang in der gestalteten Schau unseres Landes durch französische Augen.

Elisabeth Brock-Sulzer.

Bücher Rundschau

Inflation und Rationierung.

W. A. Jöhr: „Inflation und Rationierung, Fundamente zur Kriegswirtschaftspolitik“. Heft 16, Reihe A der Veröffentlichungen der Handelshochschule St. Gallen. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1942, 95 Seiten.

Die vorliegende Schrift ist als Gutachten für das Kriegsindustrie- und Arbeitsamt entstanden. Die Praxis der Kriegswirtschaft ist heute in Gestalt der Rationierung, Kontingentierung usw. jedermann mehr oder weniger geläufig, Jöhr unternimmt nun aber den Versuch, diese verschiedenen, auf empirischem Wege entstandenen Maßnahmen wissenschaftlich einzuordnen und im Lichte der volkswirtschaftlichen Kreislauf- und Einkommenstheorie zu beurteilen.

Der zufolge des Krieges gewaltig gestiegene Sachbedarf des Staates, die Erhöhung der Wareneinsuhr, die verminderte Produktivität der Wirtschaft zufolge Mangels an Arbeitskräften zwingt den Staat dazu, sowohl die Produktion für zivile Bedürfnisse wie auch den Verbrauch der Konsumenten einzuschränken. Die Drosselung des Verbrauchs kann zunächst durch Vorschriften über die Verbrauchsweise — ohne quantitative Begrenzung derselben — erreicht werden; um Maßnahmen dieser Art handelt es sich bei der Einführung fleischloser Tage, bei Vorschriften über die zulässigen Maximaltemperaturen in Wohn- und Arbeitsräumen. Weit wirksamer ist die Rationierung, deren Wesen darin besteht, daß Konsumgüter nur gegen eine vom Staat verliehene Bezugsberechtigung abgegeben werden dürfen. Wichtig ist der Grad der Spezifikation, welche die Rationierung erreicht, wobei eine weitgehende Spezifikation der Bezugsberechtigungen oder Rationierungskarten dem Konsumenten nur noch geringe Auswahl zwischen den verschiedenen Konsumgütern lässt. Einen geringen Grad der Spezifikation zeigen beispielsweise die Mahlzeitenkarte und die Textilkarte, während die Kaffee-Punkte Bezugsberechtigungen mit Alternativwahl (Kaffee plus Kaffeezusatz, oder Tee, oder Kakao) darstellen. Eine Rationierungskarte ohne jede Spezifikation wäre identisch mit dem Gelde, indem sie den Erwerb irgendeines Konsumartikels ermöglichen würde.

Besonders interessant sind die Überlegungen des Verfassers mit Bezug auf die Frage, in welcher Weise die Produktion eines rationierten Artikels geregelt werden muß. Als Ziel der entsprechenden staatlichen Maßnahmen ist die Vorsorge dafür anzusprechen, daß der einzelne Konsument gegen Vorweisung seiner Rationierungskarte bei seinem gewohnten Detaillisten die rationierte Ware in der zugelassenen Menge jederzeit beziehen kann, es ist aber auch dafür zu sorgen, daß nicht der Produktionsapparat rationierte Konsumgüter, zum Schaden der wichtigeren Kriegsproduktion, im Übermaße erzeugt. Jöhr empfiehlt das System des „Couponträffusses“ als besonders geeignete Maßnahme zur Gleichschaltung von Konsumtion und Produktion. Dieses System besteht darin, daß die vom Detaillisten dem Konsumenten abgenommenen Coupons an die verschiedenen Produktionsstufen weitergeleitet werden müssen, wobei die Abgabe der entsprechenden Rohstoffe und Halbfabrikate nur im Ausmaße der gelieferten Coupons möglich ist. Dieses Ver-

fahren erscheint auch währungspolitisch von Bedeutung, indem dadurch die sog. „sekundäre“ Inflation, d. h. die Voreindeckung in Waren alier Art aus Furcht vor späteren Preissteigerungen, unmöglich gemacht wird.

Der Verfasser führt seinen Leser nun aber nicht eher in die Gefilde der eigentlichen Kriegswirtschaft, bevor er ihm ein eindringliches Privatissimum über den Kreislauf der Güter und des Geldes in der Volkswirtschaft erteilt hat. Einprägsame Zeichnungen veranschaulichen das Wandern des Geldes vom Konsumten zum Produzenten, vom Sparer zum Staate oder in die Investition und damit die Bildung und Entstehung des Volkseinkommens, eines Begriffes, der häufiger erwähnt als verstanden wird. Der Verfasser verficht mit Nachdruck die These, daß das in einer bestimmten Volkswirtschaft zirkulierende Geld keine gleichbleibende Größe ist, sondern daß stets — auch in Friedenszeiten — Geldschöpfung und Geldvernichtung stattfindet, was von Einfluß auf die Preise und die Gestaltung des Volkseinkommens ist. Es wird einleuchtend dargelegt, daß nicht nur die Notenbank die Geldmenge durch Ausgabe von Noten und Gutschrifterteilung auf Giro-Konto beeinflussen kann, sondern daß auch die Privatbanken Geld schaffen können, indem sie zu Gunsten der Geldeinleger ein Konto eröffnen, das vom Inhaber durch Überweisung zu Zahlungszwecken benutzt werden kann, während die erhaltenen Noten wenigstens teilweise als Kredit ausgeliehen werden. Der ursprünglich bei der Privatbank eingelegte Geldbetrag hat sich also verdoppelt. Die gleiche Wirkung ergibt sich, wenn Privatbanken Schatzwechsel vom Staate übernehmen und den Gegenwert in ihren Büchern gutschreiben. Die Ausführungen des Verfassers zu dieser Frage sind darum besonders aktuell, weil in der Schweiz wiederholt bestritten wurde, daß die Privatbanken die Möglichkeit der Geldschöpfung besitzen, und diese Kontroverse gerade in diesen Tagen durch eine Publikation Bollingers *) neu entflammt worden ist.

Nicht minder heiß umstritten ist bekanntlich das Wesen der Inflation und die Frage, ob die Kriegswirtschaft das Entstehen einer solchen Inflation verhindern kann. Der Verfasser entwickelt hier Anschauungen, die sich durch strenge Wissenschaftlichkeit auszeichnen. Als Inflation wird — in einer allerdings ziemlich weitgehenden Weise — jede Erhöhung des allgemeinen Preisniveaus bezeichnet, die auf einer Vergrößerung des Geldeinkommens der Volkswirtschaft im Verhältnis zum Sozialprodukt beruht. Eine relative Erhöhung des Geldeinkommens verglichen mit der Bewegung des Sozialprodukts, beispielsweise durch mit Resskriptionen finanzierte zusätzliche Staatsausgaben oder durch eine Verringerung der Produktivität der Wirtschaft wird als „primäre“ Inflation bezeichnet. Jöhr glaubt, daß eine derartige „primäre“ Inflation während der Kriegswirtschaft unvermeidlich ist, er widerlegt aber gleichzeitig auch die Anschauung, daß durch diese Form der Inflation bereits die berüchtigte inflatorische Spirale, d. h. der Wettslauf zwischen Preis-, Lohn- und Geldumlaß-Steigerung, in Bewegung gesetzt werde. Er legt vielmehr überzeugend dar, daß die durch die „primäre“ Inflation bewirkte Steigerung des Geldumlaßs einmalig bleibt und damit durch eine straffe Politik der Preiskontrolle und der Rationierung in ihren Wirkungen neutralisiert werden kann. Die ganze Bedeutung einer möglichst umfassenden Rationierung ergibt sich erst unter diesem Gesichtswinkel, indem es sich nicht nur darum handelt, die knappen Waren gerecht zu verteilen, sondern auch der überschüssigen Kaufkraft die Möglichkeit zu nehmen, die Preise der knappen Konsumgüter in die Höhe zu treiben.

Stellt somit die „primäre“ Inflation eine durchaus normale Begleiterscheinung jeder Kriegswirtschaft dar, deren schädliche Wirkungen durch geeignete staatliche Maßnahmen ohne Schwierigkeiten behoben werden können, so liegt dagegen die eigentliche Gefahr im Entstehen der „sekundären“ Inflation. Sie besteht in der erhöhten Nachfrage nach Gütern aller Art aus Furcht vor späteren Preissteigerungen, wobei die benötigte Geldmenge durch eine Beschleunigung der Kreislaufgeschwindigkeit oder auf dem Wege von Bankkrediten beschafft wird. Erst diese Jagd nach Sachwerten, die unter Umständen zu einer immer stürmischeren Preishäusse und damit zu einer bisweilen völligen Entwertung des Geldes führen kann, entspricht dem landläufigen Sinne des Wortes „Inflation“. Daß es der Verfasser

*) Dr. W. Bollinger, Die Inflationstheorie auf Irrwegen. Frauenfeld 1942.

unternommen hat, auch diesen Begriff klar herauszuarbeiten, wird man ihm sicher nicht verübeln wollen, wenn auch nicht genug betont werden kann, daß es durchaus in den Händen des Staates und der Wirtschaft liegt, diese Entwicklung zu vermeiden. Es muß daher unter allen Umständen verhindert werden, daß die sicher notwendige wissenschaftliche Diskussion um den Inflationsbegriff Behörden und Praxis dazu veranlaßt, in kostloser Furcht vor einer Inflation die Hände in den Schoß zu legen und einfach auf das Hereinbrechen des Unheils zu warten. Ebenso falsch wäre es allerdings, nach Art eines bekannten Vogels die Möglichkeit einer Inflation überhaupt zu leugnen.

Marcel Grossmann.

Weltgeschichte und Schweizergeschichte.

Robert Holzmann: Geschichte der sächsischen Kaiserzeit (900—1024). Mit 40 Bildseiten, Stammbaum und Karte. Verlag Callwey, München 1941.

Die historische Literatur ist nicht reich an Darstellungen der mittelalterlichen Kaiserzeit, die einerseits allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen und doch in Gestaltung und Darstellung einer breiteren Leserschicht entgegenkommen. Wohl besteht die Sammlung der „Jahrbücher der deutschen Geschichte“, veranlaßt durch die historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften zu München. Diese Sammlung ist nach den Herrschern geordnet und in deren Rahmen hat der Zürcher Historiker Gerold Meyer von Knonau das Zeitalter des Investiturstreites behandelt. Über die Jahrbücher sollten in erster Linie das gesicherte Tatsachenmaterial ausbreiten, wobei das Urteil des gestaltenden Historikers ganz zurückzutreten hatte. Diese letztere Forderung ergab sich schon aus der mehr oder weniger streng gehandhabten annalistischen Anordnung des Stoffes; des weiteren sind diese Hände mit einem umfangreichen kritischen Apparat untermauert. Gemessen an diesen Vorläufern ist das Buch von Holzmann eine eigene, neue Leistung, denn es ist befreit von den Zutaten, die nur den Fachmann berühren (wer darüber Weiteres sucht, findet am Schluß des Bandes eine Übersicht der Quellen und Literatur). Und doch ist es ein Meister des Stoffes, der zu uns spricht. Den Schweizer Historikern ist der Vortrag Holzmanns in Erinnerung, den er 1938 am Internationalen Historikerkongreß in Zürich hielt, ein Ereignis nach der oratorischen wie nach der inhaltlichen Seite. Holzmann sprach über „Weltherrschaftsgedanken des mittelalterlichen Kaiseriums und die Souveränität der europäischen Staaten“.

Die Zeit der sächsischen Kaiser, die in dem vorliegenden Buche dargestellt wird, hat in Holzmann den berufenen Schilderer gefunden, und der Kundige erkennt rasch, daß es sich um das Ergebnis einer Lebensarbeit handelt. In formaler Beziehung wurde die flüssige Form der Erzählung gewählt, die kaum erkennen läßt, daß jeder Satz und jedes Urteil auf eigener Stellungnahme zum Stoff beruht, daß Forschung aus erster Hand gegeben wird. Als Inhaber des ersten Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte in Deutschland, Fortseher einer alten Überlieferung, die sich mit dem in Berlin konzentrierten wissenschaftlichen Schaffen verbindet, hat Holzmann erst noch vor wenigen Jahren die Leitung einer neuen Quellenfunde der deutschen Geschichte des Hochmittelalters an die Hand genommen, die ermessen ließ, was in den letzten fünfzig Jahren an Einzelarbeit über die Zeit der Ottonen geleistet worden ist.

„Der Anfang und die Jugendzeit des Deutschen Reiches“ soll der Inhalt des Buches sein. Denn das Deutsche Reich kann erst vom Jahre 911 an datiert werden, indem das Karolingerreich, dem Holzmann eine eindringende Übersicht widmet, ein übernationales Universalgebilde war. So ist das Jahrhundert von Heinrich I. bis zu dem letzten sächsischen Kaiser Heinrich II. (gest. 1024) die grundlegende Periode der deutschen Geschichte. Das Reich hat unter diesen Herrschern, um es zusammenzufassen, siegreich den Druck der Ungarn abgewendet, es stellte mit den Slaven geordnete Zustände her, es nahm die Verbindung mit Italien auf, wo Otto der Große die abendländische Kaiserwürde erneuerte, und es hat sich an seinen Marken eine ganze Reihe von befreundeten Staaten angegliedert. Im Innern war es ein Anliegen der Reichspolitik, die Widerstände aus dem Wege zu räumen, die teils in der Eigenständigkeit der Stämme und Herzogtümer, teils in persönlicher Rivalität begründet waren: zur ersten Art gehört die Behandlung

der schwäbischen, bayerischen und lothringischen Probleme, zur zweiten Art der Aufstand des Königsohnes Liudolf und seiner Anhänger. Und weiterhin haben die sächsischen Herrscher im Verhältnis zu den Bistümern, zu den großen Abteien und zum Papsttum ihrer Politik feste Bahnen gewiesen.

Die Darstellung schildert zunächst die beiden ersten deutschen Könige, Konrad I. und Heinrich I., sie wendet sich der Stellung der Herzöge, der militärischen Neuordnung und den internationalen Beziehungen zu. Das Kernstück des Buches ist Otto dem Großen (936—973) gewidmet: Slavenkriege, Ungarnfeldzug, Italienpolitik, Aufstand des Herzogs Liudolf, Kaiserkrönung, Lothringen und Frankreich, Dänen, Langobarden, Spanien. Der Kultur unter diesem Herrscher ist ein eigenes Kapitel eingeräumt. Es folgen Sohn und Enkel, Otto II. (973—983) und Otto III. (983—1002). Unter Otto III. (gestorben mit einundzwanzig Jahren in Italien) trat vorübergehend eine Überspannung des Romgedankens ein, indem dieser Herrscher den Schwerpunkt seines Staates nach Italien rückte. Damit stellte er sich in Gegensatz zu seinem Großvater Otto dem Großen, der durchaus in Deutschland gewurzelt hatte. Heinrich II. (1002—1024), der nach kurzem Streit um die Nachfolge zum Herrscher erwählt wurde, hat diesen Fehler gut gemacht und sich auf die realen Grundlagen seiner Macht in Deutschland gestützt. Dieser Herrscher, der allzuoft unter dem Eindruck einer erbaulichen Betrachtung als der „Heilige“ betrachtet wird, hat doch eine ganz beträchtliche Leistung vollbracht: er hat in Deutschland, im Osten und Westen, in Italien sichernd und ordnend eingegriffen und damit einen festen Bau geschaffen, auf dem die außerordentliche Machtentfaltung seiner Nachfolger Konrad II. und Heinrich III. möglich wurde. Wirtschaft, Wissenschaft, Literatur und bildende Kunst unter den späteren sächsischen Kaisern rücken diese Zeit ins richtige Licht, denn „niemand wird den Hoch- und Tiefstand eines Volkes nur nach seinen politischen Schicksalen und Leistungen bemessen“. Fügen wir noch bei, daß Holzmann in einem Schlußabschnitt die Bedeutung der sächsischen Kaiserzeit zusammenfaßt, und daß er von den einzelnen Herrschern treffliche Charakterbilder entwirft, wie denn auch die Gestalten der Kaiserinnen wie Adelheid und Theophanu, des Erzbischofs Brun von Köln oder des Bischofs Udalrich von Augsburg mit Liebe gezeichnet sind. Ganz besondere Bedeutung gewinnt das Buch durch die Ausführungen über Frankreich, Italien, Spanien und Polen, und es erweitert sich stellenweise geradezu zu einer Geschichte dieser Länder. Auf den vierzig Bildtafeln sind die wichtigsten Schöpfungen der bildenden Kunst aus der sächsischen Kaiserzeit zusammengestellt.

Anton Largia darüber.

Hans Baumgarten: Moritz von Sachsen, der Gegenspieler Karls V. Verlag Paul Neff, Berlin 1941.

Der historische Roman nimmt heute einen breiten Raum in der Darstellung vergangener Zeiten ein. Das letzte Jahrhundert hat durch seine vielleicht als klassisch zu bezeichnende Geschichtsschreibung und durch die damit verbundene gründliche Forschung hierfür die tatsächlichen Unterlagen geliefert. Der Roman soll jetzt die Ergebnisse dieser Arbeit über den Kreis der „sachverständigen Laien“ hinaus tragen in alle Schichten der Leserschaft. Dabei fühlt er die Kraft in sich, durch die Verbindung von Wahrheit und Phantasie, durch den Verzicht auf Genauigkeit im Einzelnen, durch sinngemäße Anderung und Rekonstruktion, die große Linie herauszustellen und ein Bild der Menschen und ihres Zeitalters zu wecken, welches, aus einer dichterischen Gesamtschau geboren, in uns eine enge Verbindung mit der Vergangenheit erzeugt und der verunkenen Wirklichkeit näher kommen mag als manche rein historisch-sachliche Darstellung. Voraussetzung für die Erfüllung einer solchen Aufgabe ist aber ein tiefes Eindringen in den Stoff, Vorsicht und Sorgfalt im Verarbeiten, ein stets waches Verantwortungsbewußtsein gegenüber der Geschichte.

In seiner Darstellung des Kurfürsten Moritz von Sachsen als Gegenspieler Karls V. versucht Baumgarten die Vorzüge schulgerechter Geschichtsdarstellung mit der Lebendigkeit des Romans zu vereinen. Neben einer genauen Aufzeichnung der Einzelheiten sollen die große Linie und die politischen Probleme in Gesprächen der handelnden Personen zum Ausdruck gebracht werden. Diese Verbindung nimmt der Schrift die Schwere abstrakter Darstellung, stellt das Menschliche in den Vorder-

grund und wird dadurch einen starken Anreiz auf die Beserschaft ausüben. Jedoch können auch die Gefahren dieser Methode nicht übersehen werden. Während durch die Fülle der Tatsachen einerseits der Überblick verloren zu gehen droht, wirken anderseits die in eine kurze Zwiesprache zusammengefaßten Entscheidungen doch nicht als ganz ausreichendes Spiegelbild der geistigen Kämpfe, aus denen das moderne europäische Staatsystem geboren werden sollte, und in denen Universalitätsgedanke und Landesfürstentum mit einander rangen. In Karl V. selbst finden wir den Zwiespalt zwischen dynastischen und universalkirchlichen Zielen. Der nach der Kurwürde trachtende Moritz von Sachsen optiert vor der Schlacht von Mühlberg für den Kaiser, in dem er die Verkörperung des Reichsgedankens bewundert und mit dessen Sieg er rechnet. Karl V. ist bereits ein früh gealterter Mann, als er mit Moritz in Berührung kommt, ausgezehrt von der Leidenschaft für ein katholisches Imperium, zerrissen zwischen Wille zur Macht und der Gewalt seiner Schmerzen. Noch hat sein Geist über den widerstrebenden Körper gesiegt. In diesem Kampf hat aber der Kaiser auch das stille Wissen um die menschliche Unzulänglichkeit und um die eigene Begrenzung gefunden. Moritz, mit 32 Jahren auf dem Schlachtfeld von Sievershausen dahingerafft, hat eine solche Abgeklärtheit nicht erreicht; ob sie für ihn erreichbar war, wissen wir nicht. Er steht auch heute noch vor uns als der tatkräftige, lebensvolle, herrschsüchtige, ehrgeizige Fürst seiner Zeit.

Für Karl V. war Moritz zunächst nur eine der vielen Figuren, die er auf dem politischen Schachbrett hin und her zu schieben suchte. Im Vertrag von Passau erhebt sich aber der Kurfürst über diese Rolle hinaus und wird zum Vertreter des deutschen Landesfürstentums und der Reformation. Das Verdienst Baumgartens liegt darin, auf die Verkörperung der diesen Zeitabschnitt bewegenden politischen Probleme in Karl V. und Moritz von Sachsen hingewiesen zu haben. Dem Kaiser bleibt dabei der Tadel nicht erspart, der so häufig dem Vertreter der überalterten Ordnung gemacht wird: Diplomat und nicht Staatsmann zu sein, kein Gefühl zu haben für die sich regenden neuen Kräfte. Moritz' Ruf bleibt belastet durch den Vorwurf, deutsches Land an Frankreich, die Reformation an den Kaiser verraten zu haben, nur um seinen Willen zur Macht zu befriedigen. Jedoch darf nicht vergessen werden, daß an das nationale Empfinden der damaligen Führer kein heutiger Maßstab gelegt werden kann. Die große europäische Aufgabe, der sich die deutsche Kaiserpolitik im Mittelalter unterzog, hat den Deutschen den Weg zum modernen Staat lange verbaut. Damals wurde immer wieder mit verkehrten Fronten gekämpft. Religion und Politik, katholisches Imperium und dynastischer Ehrgeiz überschnitten sich. Der Turke dankte Allah, daß er die Ungläubigen mit Blindheit schlug, in der sie sich selber zerfleischten. So bleibt es auch zweifelhaft, ob in diesen Stürmen dem Protestantismus mehr gedient gewesen wäre mit einem nur den geraden Weg kennenden Führer. Brandi weist in seiner Biographie Karls V. darauf hin, daß, wenn man auch nicht alle großen Entschlüsse in der Geschichte, zumal bei den problematischen Naturen wie Moritz, dessen Handeln nicht rational zu erfassen ist, ergründen und das Logische für das historisch Richtige ausgeben kann, doch die Haupttrichtsnur für das Vorgehen dieses Fürsten erkennbar bleibt. Der Weg Moritz' vom nicht-erbberechtigten Sohn aus der Albertinischen Linie zum Feldherrn des Kaisers gegen Türken und Schmalkaldener führt zur Kurfürstentürke, aber auch zum Vorkämpfer der protestantischen Fürsten, bis hin zum Vertreter der deutschen Libertät gegen die „viehische spanische Servitut“. Zugleich liegt in dieser Entwicklung die Voraussetzung begründet für den Augsburger Religionsfrieden, für den Sieg des Landesfürstentums und der modernen Staaten über den Gedanken eines weltumspannenden, christlichen Reiches, wie er in Karl V. noch einmal verwirklicht werden sollte.

Wolf Ulrich v. Hassell.

Geschichte der Schweiz.

Unter diesem Titel gab Valentin Gittermann im Augustin-Verlag, Thayngen-Schaffhausen, Anfang 1941 ein einbändiges Werk heraus; es erlebte noch gleichen Jahres seine zweite Auflage, die jedoch wenig mehr als einen Neudruck darstellt. Eine kleine Anzahl neuer Zitate, einzelne Berichtigungen und einige Bilder

mehr sind alles, was diese zweite von der ursprünglichen Auflage unterscheidet. Besser wäre gewesen, der Verfasser hätte sein Buch einer gründlichen Revision mit teilweisem Umbau unterzogen; denn so wie es vorliegt, kann es wissenschaftlichen Ansprüchen keineswegs genügen — und gerade das steckte sich Gitermann nach seinem Vorwort als Ziel.

Eine landesgeschichtliche Gesamtdarstellung wird man vor allem darauf prüfen, ob sie das Werden des Bestehenden allseitig, in ausgeglichenem Aufzeigen der großen Entwicklungslinien je nach ihrer relativen Wichtigkeit und in gerechter Würdigung der wesentlichen Tatsachen, Erscheinungen, Persönlichkeiten und Ergebnisse darlegt. In dieser Beziehung enttäuscht das vorliegende Buch vor allem den, welcher in der älteren Schweizergeschichte das Werden bedeutungsvoller Elemente des heutigen staatlichen und völkischen Seins sucht und in ihr eine Höhezeit schweizerischen Gestaltens und Wirkens erblickt; es enttäuscht ferner den, welcher nach des Verfassers Vorwort der Meinung ist, „daß eine Geschichte der Schweiz ihren staatsbürgerlich erzieherischen Zweck ohne beschönigende Retouche der Vergangenheit erfüllen soll und darf“. Gitermann beschränkt seine Schilderung der Vorgeschichte und des Aufstieges der alten Eidgenossenschaft bis 1516 auf rund ein Fünftel des ganzen Werkes; darin erblicken wir auch eine Retouche, sogar eine von großem Ausmaß, und eine weder beschönigende noch verbesserrnde. Auf eine offensbare Abneigung gegen das Heroische in der eidgenössischen Frühzeit, dem wir doch unsere staatliche Existenz verdanken, weist auch seine stiefmütterliche Behandlung alles Militärischen sowohl in der älteren als in der neueren Schweizergeschichte hin. Den verschiedenen wesentlichen Partien der geistesgeschichtlichen Entwicklung wird eine sehr ungleich bemessene Würdigung zuteil. Auffallend tritt die Neigung des Verfassers, in Allem speziell auf die wirtschaftlichen Ursachen und die materiellen Komponenten von Entwicklungen und Ereignissen einzugehen, zutage. Außerdem bemüht sich der Verfasser allzusehr, in irgendwelchen Auseinandersetzungen das Klassenkämpferische nachzuweisen. Die Art, wie er auf die handelnden Persönlichkeiten eingeht, verrät eine starke Inkonsistenz, ja Ratlosigkeit in Dosierung und Bezeichnung. Vom Großen bis ins Kleinste häufen sich diese Bezeichnungen und Verzerrungen; der Verfasser ist sich offenbar der weltanschaulichen Bedingtheit seiner Betrachtungsweise so wenig bewußt, daß sein gewiß vorhandener Wille zur Objektivität sich nur in einzelnen Urteilen, aber nicht durchwegs und vor allem nicht in der Struktur seines Buches auswirkt. Unter vielen Einzelheiten mag erwähnt sein, daß er (S. 548) den Landesstreik von 1918, nach Schilderung der allgemeinen Zustände, direkt auf die eidgenössische Truppenbesetzung von Zürich zurückführt, jedoch die politischen Umsturztendenzen des Oltener Komitees verschweigt. Die Nichtwiederaufnahme normaler Beziehungen mit der Sowjetunion schreibt Gitermann „hauptsächlich“ der ablehnenden Stellungnahme von Bundesrat Motta zu (S. 548, Fünote 96), als ob der Chef des Politischen Departements ohne den Rückhalt in weiten Volkskreisen, den er zweifelsohne besaß, sich einer außenpolitischen Forderung von Wichtigkeit hätte mit Erfolg widersezen können. Als grobe Ungenauigkeit wirkt daraufhin der letzte Satz (S. 549, Fünote 97), daß Bundesrat Motta „auch die ökonomischen Sanktionen... aus dem Pflichtenheft der Eidgenossenschaft strich“; praktisch mußte diese Streichung durch Verhandlungen mit dem Böllerbund vereinbart werden.

Die viel zu zahlreichen Unrichtigkeiten und Irrtümer tragen ihrerseits dazu bei, den Wert des Buches erheblich herabzumindern. „Am 24. November (1847) hielt General Dufour an der Spitze der eidgenössischen Truppen seinen Einzug in Luzern“, erzählt Gitermann (S. 470, al. 1); daß jedoch Dufour sowohl in Freiburg als in Luzern eine Entrée triumphale vermied, ist geradezu wesentlich für seine Beurteilung als Soldat und Eidgenosse. In späterem Zusammenhang (S. 518, Fünote 63) erklärt der Verfasser das Unfehlbarkeitsdogma von 1870 so, „daß alles, was der Papst ex cathedra verkünde, als unfehlbar und dogmatisch verpflichtend zu gelten habe“; er übersieht im Konzilsbeschuß die ausdrückliche Beschränkung auf Glaubenslehre und Sitten. Die Einführung des Großenratsproporzes im Tessin läßt Gitermann schon 1882 statt zwei Jahre nach dem Tessiner Putsch von 1890 geschehen (S. 530, al. 1). In vielen Fällen handelt es sich, wie hier, um nur scheinbare Kleinigkeiten. Irreführend auf den wenig informierten Leser wirken manche stilistische Flüchtigkeiten, wie folgendes Beispiel zeigen mag:

„Am 4. September (1797) wurde Barthélemy durch einen Staatsstreich der Kriegspartei gestürzt und nach Cahenne deportiert“ (S. 334, al. 1); der Ausdruck Kriegspartei setzt den Staatsstreich des 18. Fructidor allzusehr in Beziehung zur späteren Invasion der Schweiz und lässt ihn als speziell gegen Barthélemy gerichtet erscheinen.

Es mag einer wissenschaftlichen Zeitschrift die Pflicht zufallen, eine eingehende Prüfung nach dieser Seite anzustellen. Sie ist nötig. Diese wenigen Hinweise sagen jedoch genug in bezug auf die mangelnde wissenschaftliche Versiertheit und die zu geringe stilistische Sorgfalt des Verfassers.

Otto Weiß.

Mots d'ordre.

Albert Picot: Mots d'ordre. Editions de la Baconnière, Neuchâtel 1942.

Mots d'ordre — Lösungsworte, die in der Auseinandersetzung der Völker den Schweizer Standort festlegen. Es handelt sich um eine Auswahl von Artikeln aus der Feder des Genfer Staatsmannes, von denen die Mehrzahl in Tageszeitungen erschienen ist.

Zwei Leitmotive durchziehen dieses gedankenreiche Buch. Einerseits die Idee des Föderalismus als Grundlage unseres Staatswesens. „Pas de bailli, pas de bureaucratie fédérale envahissante“, darin spiegelt sich die Abneigung des Welschschweizers gegen jegliche überbetonte Zentralisierung. Doch dieser Föderalismus artet nicht in einen kleinlichen Particularismus aus; daraus ergibt sich das zweite Leitmotiv: Trotz unbedingter Wahrung der rassischen, religiösen und kulturellen Eigenart der einzelnen Kantone, ist die Schweiz kein Staatenbund, sondern ein Bundesstaat, der eine weitgehende Zusammenarbeit fordert, die umso fruchtbarer ist, als sie freiwillig getan wird. Aus diesem Zusammenspiel verschiedenster Kräfte ergibt sich das wunderbare Gebilde, das wir Eidgenossenschaft nennen. Picot fordert energisch von den Welschschweizern, daß sie sich in die, durch den Krieg besonders auf wirtschaftlichem Gebiete notwendig gewordene, Konzentration finden. Andererseits gibt er den Deutschschweizern zu bedenken, welche Gefahr eine Verminderung der kantonalen Rechte in sich birgt: „chercher pour chaque problème la solution qui conserve le maximum d'air à l'organisme fédéral“. Im Sinne dieser beiden Ideale ruft Picot alle Bürger, die guten Willens sind, zur konkreten politischen Mitarbeit auf, wobei die Forderungen der Gruppen stets den nationalen Notwendigkeiten unterstellt bleiben müssen.

Wesentlicher vielleicht als diese Grundgedanken, die für jeden rechten Schweizer eine Selbstverständlichkeit darstellen oder darstellen sollten, sind die Probleme und Vorschläge sozialer, politischer und ideeller Natur, die uns der Verfasser vorlegt.

Das wirtschaftliche und das soziale Problem sind eng miteinander verknüpft und doch gehören sie grundverschiedenen Sphären an. „Le problème économique est quantitatif et dynamique; le problème social est qualitatif, spirituel, de l'ordre de l'amour et de la justice“. Picot kommt zum Schluß, daß der Geist über die Wirtschaft und die Technik gebieten und durch sie die Forderungen des Gewissens verwirklichen muß. Er wirft für eine wirtschaftliche Zukunftspolitik gewisse Fragen auf, die teils schon verwirklicht worden sind, teils augenblicklich zur Diskussion stehen. So zum Beispiel die kollektiven Arbeitsverträge, die Hilfe für die heimgeführten Wehrmänner, die Verwendung der Gelder der Lohnausgleichskassen. Diese letzteren wären vor allem im Kampf gegen den Geburtenrückgang durch Ausrichtung von Familienzulagen und gegen die Arbeitslosigkeit zu verwenden, ferner zur Einrichtung einer Altersversicherung, ein Problem, worüber zur Stunde die Meinungen stark auseinandergehen. In einem anderen Kapitel schildert der Verfasser die heutige internationale Lage der Schweiz inmitten des Condominiums der Axe. Da wir nur noch Herren über unseren eigenen Markt sind, muß dieser soviel als möglich hervorbringen (Plan Wahlen). Auf keinen Fall dürfen wegen wirtschaftlicher Vorteile zu große politische Zugeständnisse gemacht werden: „ne pas céder à la tentation d'abandonner, pour un morceau de pain, des biens encore plus précieux“. Weiterhin zeigt der Autor die Gefahr der Bildung von Komitees und Vereinigungen der Berufsgruppen. Die Zentralkomitees verhandeln mit dem

Bund über die Köpfe der Kantone hinweg; die Produzenten beeinflussen die Regierung unter Umständen zum Schaden der Konsumenten. — Doch hängt unsere soziale Lage nicht nur von mehr oder weniger wirkungsvollen Staatsmaßnahmen ab, sondern viel mehr von der Energie und der Geisteshaltung jedes einzelnen Bürgers. Sie muß sich gründen auf Ehrlichkeit und gegenseitiges Vertrauen, auf den kategorischen Imperativ der Wahrheit und der Gerechtigkeit.

„Neue Zeit“, „Umlbruch“ sind Schlagwörter der Stunde. Wie unklar ist jedoch das Bild, das den Meisten davon vorschwebt. Unter keinen Umständen dürfen wir dem Irrtum von 1789 versallen und eine fremde Mystik uns zu eigen machen. Nicht Schlagwörter werden die „neue Zeit“ für uns bestimmen, sondern wir werden sie uns verdienen müssen durch unseren Mut, unsere Energie, unsere Disziplin und unsere Opferfreudigkeit. Dies ist unsere Mystik. — Picot kommt dann auf das Problem der Pressefreiheit zu sprechen und fragt sich, wie weit man die Rechte des Einzelnen dem Interesse des Landes opfern dürfe. Staat und Behörden seien streng neutral, das Individuum aber sei anständig und frei in seinem Urteil. Würde unsere Widerstandskraft nicht erlahmen, wenn wir unserer Meinung einen Maulkorb umhängen wollten? Wollen wir „propter vitam, vitae causam perdere“? Nicht die Schulmeister Europas sollen wir sein, aber wir haben das Recht, ein Ideal aufzustellen und zu behaupten, das wegen seines christlichen Ursprungs der Welt einen Weg zum Heil bedeuten kann.

Im letzten Artikel stellt uns der Verfasser die großen Geister (Politiker, Schriftsteller, Maler, Gelehrte) der welschen Schweiz vor. Allen ist die ausgesprochen welschschweizerische Sorge um das ethische Ideal gemein. Seine erhabenste Verwirklichung fand es in Dufour und Alexandre Binet, im General und im Denker.

Zum Schluß sei ein kritisches Wort gestattet. Wenn man mit den „Mots d'ordre“ zu Ende ist, kann man sich des Eindruckes einer gewissen Einförmigkeit nicht erwehren. Allzuoft kehren dieselben Gedanken wieder. Die Wurzel dieses Übels liegt an der Struktur des Buches an sich. Zeitungsartikel und Reden sind an die Zeit gebunden; sie haben die Aufgabe, unmittelbar, aus der Situation heraus, auf das Publikum zu wirken. Es ist daher gefährlich, Aufsätze, die alle demselben Ideenkreis entsprungen sind, einfach aneinanderzureihen. Eine Überfütterung des Lesers ist unvermeidlich. Die Natur eines Essay's, und dies könnten die „Mots d'Ordre“ sein, besteht eben im Herausschälen des Wesentlichen. Eine Synthese der verschiedenen Artikel hätte daher den Wert dieses aus einem unbestrittenen aufrechten und sauberen Geist heraus geschriebenen Buches zweifellos erhöht.

Carl Theodor Gossen.

E. G. Kolbenheyers Lebenswerk.

Der Verlag Albert Langen/Georg Müller in München veranstaltet in gezielter Ausstattung eine achtbändige Ausgabe der *Gesammelten Werke* von **Erwin Guido Kolbenheyer**. Über den Dichter und Denker veröffentlicht er folgende „biographische Notiz“: „Dr. Dr. eh. E. G. Kolbenheyer ist am 30. Dezember 1878 in Budapest als Sohn deutscher Eltern geboren. Er studierte in Wien Philosophie und Naturwissenschaften und promovierte über ‚Die sensorielle Theorie der optischen Raumempfindung‘. Eine ursprünglich geplante Universitätslaufbahn wird durchquert von der Konzeption und Niederschrift des Romans ‚Amor Dei‘. Fortan ist Kolbenheyers Leben dichterischem Schaffen gewidmet. Nach dem Kriege verließ er Wien, lebte in Tübingen und siedelte 1932 nach Solln bei München über“.

Das von der Gesamtausgabe eingesangene Lebenswerk ist nicht nur von überraschender Vielseitigkeit, sondern auch eindrucksvoll durch den einheitlichen Grundzug, den es aufweist und der nirgends zu erkennen ist. Gesamtausgaben pflegen eine problematische Angelegenheit zu sein und mehr der Archivierung des Lebens als der lebendigen Wirkung zu dienen: hier, vor dem gesammelten Werke E. G. Kolbenheyers, vertieft sich der früher von den einzelnen Werken gewonnene Eindruck, neue Zusammenhänge gehen einem auf, so daß man sich vom Dichter wie neu beschient vorkommt.

Dies gilt zunächst von seinen sog. geschichtlichen Romanen, die hier nicht nach ihren Entstehungsjahren angeordnet sind (eine solche Anordnung wäre auch,

da Kolbenheyer ein unermüdlicher Überarbeiter ist, sehr schwierig gewesen) — sie folgen nach der Chronologie ihrer Stoffkreise aufeinander. An ihrer Spitze steht der Roman aus der Zeit der deutschen Mystik, „Das gottgelobte Herz“ — es ist die Geschichte der Erweckung der Margarete Ebner aus Donauwörth, der Freundin Heinrichs von Nördlingen. Diesem Romane folgt die großartige Paracelsus-Trilogie, auf sie der Roman „Meister Joachim Pausewang“, aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und aus der Atmosphäre Jakob Böhmes, und endlich der Roman „Amor Dei“, der, als erste Romankonzeption des Dichters, für sein ganzes Werk eine gewisse Schlüsselstellung inne hat: er gilt dem bittern Leben und der Entwicklung der weit über dieses Leben hinauswirkenden Geistigkeit Spinozas.

In dieser Reihenfolge muß man die geschichtlichen Romane Kolbenheyers lesen — die Lektüre wird zu einem Läbsal und einer inneren Erhebung. Man kann seine Kunst bewundern, den geschichtlichen Stoff dichterisch zu durchdringen und zu gestalten, seine erstaunliche Fähigkeit, die Darstellung einer bedeutenden Persönlichkeit mit einem ausgezeichneten Zeitbild zu untermalen, dem es an nichts gebricht, denn es ist aus einer überwältigenden Fülle der dichterischen Eingebung geboren — am liebsten wird man sich immer wieder ins Wesen der Menschen versenken, denen seine Liebe gehört. „Nur ihr Herz fühlte sie“, heißt es von Margarete Ebner, da sie an der Wende ihres Lebens steht: es ist das Wesen der großen Gestalten Kolbenheyers, daß sie gegen eine Welt dem Zug ihres Herzens folgen, und das Wort klingt einem in den Ohren, welches Jahrhundert er auch mit seinem Zauberstab herausbeschwore.

Es klingt einem auch in den Ohren, wenn man (im vierten Bande) zu seinen Romanen gelangt, die in neuerer Zeit spielen, zu „Montsalvasch“, den er einen „Roman für Individualisten“ nennt und der mit ergreifender Bewegtheit schildert, wie das Herz eines jungen Gelehrten sich in den ersten Unfechtungen seines Lebens bewährt, und zu „Das Lächeln der Penaten“, einem Musikerroman und zugleich einem „Hohelied der Familie“ — auch Eduard Bruckmeier, der Komponist, ist einer, den das Herz seinen Weg führt, ein Herz, dem „das Lächeln der Penaten“ Kräfte lebt. Von Band 5, 6 und 8, die mir noch nicht vorliegen, wird der achte Band die gesammelten Aufsätze bringen, Band 5 und 6 sollen wohl weitere Romane, die Lyrik, Erzählungen und die Dramen enthalten.

Der siebente Band bringt unter dem etwas mystischen Titel „Die Bauthütte“ E. G. Kolbenheyers philosophisches Werk: es bietet (auf über 500 Seiten) „Grundzüge einer Metaphysik der Gegenwart“. Man soll sich von der Lektüre dieses Werkes nicht durch das Gemunkel abhalten lassen, daß es „schwer zugänglich“ sei: ist es doch zweifellos das Werk, auf das der Dichter selbst besondere Stücke hält und das geeignet ist, sein dichterisches Schaffen uns von der Seite der allgemeinsten Welt- und Lebensbetrachtung her zu beleuchten. Zudem: manchmal wagt ein Dichter auf dem Gebiet der gedanklichen Durchdringung unserer Existenz einen Wurf, zu dem die Vertreter der strengen Schule vor lauter Bedenklichkeiten sich nicht aufzuschwingen vermögen. Die Lektüre dieser Grundzüge einer Metaphysik der Gegenwart erweist, daß nur die ersten grundlegenden Auseinandersetzungen, die die richtige „Denkeinstellung“ vermitteln sollen, beim ersten Durchlesen vielleicht nicht ganz leicht zugänglich erscheinen können. Hernach aber liest man gefesselt weiter: Kolbenheyer entwirft „auf biologischer Grundlage“ eine Naturphilosophie von großem Format, die nicht zum mindesten durch den unabsehbaren Reichtum der Beziehungen besticht, die sie aufdeckt.

Es ist darin von „Schwellenzeiten“ der Entwicklung der Menschheit und in der Geschichte der Völker die Rede, und der Autor hat die Überzeugung, daß wir einer solchen Schwellenzeit angehören. Noch einmal ein Rückblick auf seine Romane: auch ihre großen Persönlichkeiten sind samt und sonders Menschen in Schwellenzeiten, und wenn Kolbenheyer auch Nietzsche nicht besonders liebt, ist man doch versucht, den „Zarathustra“ zu zitieren: „Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunkeln Wolke, die über den Menschen hängt; sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehn als Verkünder zu Grunde“.

So stellt sich das Werk E. G. Kolbenheyers in weiteste Zusammenhänge, und man darf sich ihm mit großen Erwartungen zuwenden. Die mannhafte Klarheit seiner Darstellung, gepaart mit sensibelstem Sinn für Menschliches, machen die

Auseinandersetzung mit seinem Schaffen zu einer beglückenden Aufgabe, der man sich im eigensten Interesse nicht entziehen sollte.

Carl Günther.

Aus der Mappe eines Deutschlehrers.

Wenn ein im Dienst ergrauter gewiegender Praktiker zu anderer Ruß und Frommen von seinen Arbeitserfahrungen redet, aus Erreichtem und Nur-Erstrebtem, aus Genugtuungen und Ansechtungen gleichsam die Bilanz seiner Einsichten zieht und sie sich rück- und vorwärtschauend vergegenwärtigt, so wohnt solchen Bekennissen, in welchem Fach sie auch immer abgelegt werden, ein ganz eigener Reiz inne, und nicht nur der Fachgenosse lehrt ihnen gerne sein Øhr. Man mag es nur bedauern, daß derartige Rechenschaftsberichte von der Höhe eines tätigen Lebens aus nicht öfter erstattet werden.

Merkwürdigerweise sind gerade auf unterrichtlichem Gebiete, trotz der großen pädagogischen Literatur, solche Rückblicke, in denen sich Aufgeschlossenheit für die vielgestaltigen Probleme und persönliche Erfahrungs- und Urteilskraft die Waage halten, eher selten. Mit innerer Spannung greift man — aus fachlichen und aus rein menschlichen Gründen — denn auch nach dem Buche, das Hans Kaeslin, nach fast vierzigjähriger fruchtbarer Lehrtätigkeit an der aargauischen Kantonschule, eben unter dem Titel „Aus der Mappe eines Deutschlehrers“ veröffentlicht (Verlag Sauerländer, Aarau 1942). Um es gleich zu sagen: das Buch enttäuscht nicht, ja wir wüßten keine zugleich sachlichere und temperamentvollere, von überlegenerer Warte aus gegebene Einführung in die Problematik des Deutschunterrichts zu nennen. Denn zu einer Einführung wird dieser Rückblick. Eine umfassende Methodik des Faches bot Otto von Geyherz 1914 in seinem trefflichen Werke „Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung“. Hans Kaeslin ist aber sicher allzu bescheiden, wenn er sagt, es sei ihm darum zu tun, auf die noch nicht bei allen Deutschlehreren Allgemeingut gewordenen Erkenntnisse seines Vorgängers hinzuweisen; denn von seinem Temperamente durchdacht und ins Licht gezeigt, erscheint wirklich Vieles neu — ganz abgesehen davon, daß von Geyherz von den Möglichkeiten einer Privatschule (Landerziehungsheim Glarisegg) ausging, Kaeslin aber mit den Verhältnissen an staatlichen und städtischen Mittelschulen rechnet.

Der Deutsch- (als muttersprachlicher) Unterricht ist auf der höheren Mittelschulstufe zweifellos ein dankbares, wenn auch schwieriges Fach, schwierig insbesondere darum, weil er nichts klar Umschriebenes ist und neben sprachlicher Schulung in mündlichem und schriftlichem Ausdruck auch die Bekanntschaft mit Literatur- und Geistesleben vermitteln soll, wodurch er in hohem Maße zu einem „Gefühlungsfach“ wird. Vom Deutschlehrer wird darum mit Recht neben dem Verständnis für die Jugend wirkliches sprachliches Können, sowie ein tiefes Bedürfnis nach Umgang mit Dichtung und steter geistiger Fortbildung verlangt. Bis er freilich, wie Hans Kaeslin es in späteren Jahren getan, die Stunde mit den Worten zu eröffnen wagt: „Wer wünscht eine Frage zu stellen?“, dazu braucht es sicher eine Weltoffenheit, ein Vertrauen in eigene innere Schätze, ein immer strebendes Sichbemühn, wie sie wohl für jeden erwünschbar, doch nicht jedem erreichbar sind. Das tagtägliche, oft quälende Problem, das sich dem Deutschlehrer stellt, ist dieses: wie greife ich aus der fast beängstigenden Fülle von Aufgaben diejenigen heraus, die über das sprachtechnisch unentbehrliche hinaus einem bestimmten Alter und einer bestimmten Klasse am angepaßtesten und förderlichsten sind? In der weisen, abgestuften Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister.

Kaeslin durchgeht in knapper, doch immer anregender Weise die einzelnen Unterrichtsfragen: die Schulung zur Ausdrucksfähigkeit mit ihren psychologischen Problemen und ihrer Abgrenzung, die Bedeutung der Sprachlehre, das Aufgeben, Korrigieren und Bewerten von Aufsätzen, die Klassenvorträge, die Auswahl und Behandlung der Lesestoffe, die Rolle der Literaturgeschichte und der ästhetischen Kritik, die Gestaltung der Maturitätsprüfungen. Den vielerfahrunen und bedächtigen Praktiker erkennt man an den überall eingestreuten Hinweisen mit konkreten Beispielen auf allzu oft Vernachlässigtes, zu wenig Bekanntes, Irriges — so werden z. B. die Abschnitte über Poetik und Metrik zu regelsrechten kleinen Lehrbüchern über diese Wissenschaften (und dabei ist Kaeslin in seinen „Quellen“,

wo er solche benötigt, gut beraten, denn in wichtigen ästhetischen Erkenntnissen stützt er sich auf den gegenwärtig zweifellos bedeutendsten Lehrer dieser Disziplin, den italienischen Philosophen Benedetto Croce, und in metrischen Fragen besonders auf Andreas Häuslers Studien zum deutschen Vers). Die tiefe Liebe des Verfassers zur Dichtung, doch auch sein geübtes kritisches Urteil offenbaren sich vor allem in den Kapiteln über Auswahl und Behandlung der Schul-Lektüre. Er habe es immer als eine seiner wichtigsten Aufgaben angesehen, sagt er, Ehrfurcht vor schöpferischen Geistern in den jungen Seelen zu erhalten und zu stärken. In diesem Geiste spricht er von seinen unterrichtlichen Erfahrungen an deutschen Dichtwerken. Lessings „Nathan“ gegenüber, z. B., werden seine Ausführungen fast zu einer „Ehrenrettung“. Wo es in seiner Liebe zu Dichtern um eigenste Überzeugungen geht, schwingt zuweilen ein leicht aggressiver Ton mit. Wie stimmt man ihm bei, wenn er aus der Erkenntnis heraus, daß eine schöpferische Persönlichkeit sich in vorderster Reihe aus sich selbst und nicht aus Volkstum, Umwelt und Zeitumständen ableitet, etwa darauf hinweist, daß wir, wenn wir unsere großen Dichter „Schweizer Dichter“ nennen, den Akzent immer auf den zweiten Bestandteil des Wortes legen sollten!

Kaeslin wagt es, auch Unbequemes zu sagen: so wenn er das gestehende System bei Lehrerwahlen kritisiert, wo man immer mehr darauf aus zu sein scheint, möglichst viel Unberufene mitreden zu lassen, oder wenn er im Hinblick auf die erzieherische Aufgabe des Schulrektors fordert, daß dieser nebensächlicher Pflichten der Verwaltung entbunden werden sollte, oder wieder wenn er feststellt, wie schädlich sich für den Unterricht die Überlastung des Lehrers mit Stunden und Klassen auswirkt.

Alles in allem: eine gescheite, lebendige Schrift, die nicht aus rückschauender Wehmutter, sondern aus regem Verantwortungsgefühl und aus der Lust an Schaffen und Denken heraus geschrieben ist. Man möchte wünschen, daß um ihres allgemein menschlichen Gehaltes willen auch viele Nicht-Lehrer einen Blick in diese „Mappe“ würfen.

Werner Günther.

Tessiner Eindrücke.

Der Mailänder Giovanni Battista Angioletti (geb. 1896), seit anderthalb Jahren Leiter des italienischen Lesezirkels in Lugano, tritt mit einer „Ticino“ benannten Broschüre hervor. Als Einstimmung dienen die duftigen Rhythmen einer Abendandacht in der Natur: „Sera ticinese“; es folgen vier lebendige, dem Südtessin abgelauschte Prosen: „Die kleine Metropole“ (Lugano) — „Der überbordende See“ — „Sinn des Tessins“ — „Ascona“; außerdem ein stark persönliches Schne-Erlebnis auf den Bergen und, als Epilog, sowie als Abgrenzung oder Abwehr gegen Alemannen, eine „Jenseits des Gotthard“ überschriebene, bemerkenswerte Schilderung der „felsfarbenen, felsharten“ Männer von Andermatt. Das Auge des südlichen Großstädters berühren diese Männer wie unheimlich fremde Urgestalten, den nordischen Gebirgsmassen angeähnelt Menschenblöcke. (Unter dem Titel „Gli uomini della montagna“ erschienen sie uns schon in Angiolettis Sammelband „Le carte parlanti“.)

Im ganzen, mit Ausnahme vereinzelter Klischees, eine Bemühung um ungetrübtes Sehen und Erkennen, eine eigenartige, behutsame Betrachtungs- und Beurteilungsweise. Der dumpfe Widerhall, den Angioletti erhastetes Europabuch (1933) hierzulande erfahren mußte, hieß ihn wohl aufhorchen. Inzwischen auch wurde ihm Zeit, etliches zu überprüfen, zu überlegen. Gegenüber jener allzu prompt arrangierten und redigierten europäischen Berichterstattung steht nun das Ergebnis eines längeren Tessineraufenthaltes und täglichen Umganges mit Tessinern verschiedenster Geistesrichtung. Die errungene Umsicht, Vorsicht mündet in das eigentümliche Bekenntnis, den Tessin könne man „nicht beurteilen, ohne ihn gekannt, oder wenigstens einzelne seiner Geheimnisse ergründet zu haben“! Besonders überzeugend offenbart sich Angioletti jeziges Verlangen nach echter, gerechter Spiegelung ihm neuer Aspekte in den Seiten über den umstrittenen Erdenfleck Ascona.

Wir wünschen dem lombardischen Gast Vertrautheit auch mit anderen Schweizer Landschaften und deren ihm nicht artverwandten Menschen, daß er auch diese

von innen her zu erfassen, zu deuten vermöge. Solche Einfühlungsmethode hat Angioletti seinerzeit, in dem Wanderbuch „Ritratto del mio paese“ und in der „Visione spirituale di Milano“, den verschiedenen Gauen seines eigenen Landes und der Vielfalt seiner Vaterstadt gegenüber wohltuend bewährt.

Angioletti's ungesuchte nüancierte Sprache verleiht seinen Tessiner Erlebnissen einen schlichten Zauber, ob welchem allerdings Francesco Chiesa's meisterliche Gesamtschau der „Svizzera italiana“ (Florenz 1931) nicht in Vergessenheit gerät.

„Ticino“ bildet das dritte Heft der willkommenen, durch den Literaturfreund Pino Bernasconi betreuten „Collana di Lugano“. Das erste enthält Chiesas jüngste Gedächtnisrede auf Vincenzo Vela, die sich der früheren würdig anreicht, das zweite, Silvio Ganzinis beherzte Darstellung der liberalen Tessinerrevolution von 1890. Als eines der nächsten Hefte erbitten wir eine Folge wesentlicher Eindrücke in Prosa und Versen aus allen Teilen des Tessins, wahlstrenge den Schriften unserer italienisch-schweizerischen Poeten entnommen, worunter drei landschaftlich schon spezialisierte Frauen: Elena Bonzanigo, für die Locarneser Riviera und die Feste Bellinzona, Rosa Clemente für die Herrlichkeiten in und um Giornico, Anna Gnesa für das weltentrückte Verzascatal. Gewiß würde auch diese mehrstimmige „Laude del Ticino“ hüben und drüben dankbar gelesen und gefolstet.

E. N. B a r a g i o l a.

Bücher über Franz Buchser.*)

Gottfried Wälchli: Franz Buchser, 1828—1890. Leben und Werk. Verlag Orell Füssli, Zürich 1941.

Ein auch unter Künstlern ungewöhnliches Schicksal, die drang- und unruhvolle, aber an Wonne unbekümmerten Lebens- und Schaffensgenusses reiche Laufbahn eines hervorragenden Malers sehen wir in diesem stattlichen Prachtwerk vor uns erstehen und sich vollenden. Und das Nacherleben dieses unalltäglichen Aufstieges aus bescheidenem Kleinbürgertum in die Höhen internationalen Künstlerruhms macht uns der Verfasser des Buches zum Genuss. In voller epischer Breite und Anschaulichkeit stellt er die Persönlichkeit samt ihrer menschlichen Umwelt, die Entfaltung des Talentes und dessen erfolgreiches Werk dar, wie wir es von dem verdienten und vielseitigen Disteli-Biographen nicht anders erwarten. Dr. Gottfried Wälchli hat ja bereits Buchsers farbiges, lebensprühendes marokkanisches Tagebuch unserer Zeit in besonderer Veröffentlichung wieder nahegebracht. Und in diesem neuen, größeren Buch ist er mit der ganzen Gründlichkeit und Genauigkeit des gewieгten biographischen Forschers zu Werke gegangen. Kein Dokument, keine Korrespondenz, keine auf Buchser bezügliche Zeitungsnotiz hat sein Spürsinn übersehen, und doch liest sich seine Lebensbeschreibung des großen Solothurner Malers wie ein spannender Roman. Auch das Kunsttechnische, die malerischen Probleme erörtert er mit eindringendem Verständnis, das sich an dem hochbegabten Disteli und seinem Werk geschult hat. Nicht weniger erschöpfend und kurzweilig werden wir über Buchsers, dieses „Zugvogels“ (wie Spitteler den unruhigen, wander- und abenteuerbedürftigen Wildling unter unsren Schweizer Malern genannt hat) unterrichtet. Geschickt werden auch Briefe, zum Teil faksimiliert, zahlreich eingestreut, sodaß uns hier ein ungemein gehaltreiches und anregendes Werk geschenkt ist, das aber den gewiß enormen biographischen Fleiß des Herausgebers nur ahnen, nicht spüren läßt, was viel bedeutet und eine angenehme Lektüre gewährleistet. Dieses Buchser-Buch wird sich (in der schweizerischen Kunsliteratur) halten.

Es ist mit Bilderbeigaben, farbigen Tafeln, Photographien und Skizzen fast verschwenderisch ausgestattet. Vielfarbendrucke nach Gemälden sind immer ein Wagnis, und man wird nicht behaupten können, daß alle Bildtafeln hier befriedigen. Doch muß man dem Herausgeber wie dem Verleger in solchen Fällen stets eine gewisse Willkür in der Wahl der Motive und der Technik zugute halten. Bleibt die Frage, ob es nicht angezeigt gewesen wäre, die Bilder, zumal die farbigen, gesondert herauszugeben, wobei diese mit der erforderlichen Sorgsamkeit hätten

*) Vergl. Besprechung des Buches von Franz Buchser: „Ritt ins dunkle Marokko“, Januarheft 1938, S. 482.

wiedergegeben werden können. Illustrative Beigaben zu einem umfangreichen Buchtext müssen ja immer mit einer gewissen Hast fertiggestellt werden.

Der Text des Werkes aber ist dessen ungeachtet eine bedeutende und bleibende Leistung, die in erster Linie der Initiative und dem biographischen Fleiß und Können des Verfassers zu verdanken ist.

Arnold Büchi.

Walter Ueberwasser: Frank Buchser, der Maler. Mit einem Vorwort vonuno Amiet und 6 Farbentaseln. Urs Graf-Verlag, Basel-Olten 1940.

Der 50. Todestag des genialischen Künstlers hat im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit der Schweiz wieder auf seine merkwürdige Persönlichkeit und sein in mancher Hinsicht erstaunliches Schaffen gelenkt. In seiner Heimat Solothurn und in Basel, das den größten Teil des Nachlasses bewahrt, wurde das Gesamtwerk in gut gelungenen, lehrreichen Ausstellungen vor Augen geführt. Und eine ganze Reihe biographischer Veröffentlichungen, eröffnet durch das 1937 neu herausgegebene Tagebuch der ersten marokkanischen Reise, sind seither dem Maler gewidmet worden. Noch im Jubiläumsjahr ist das vorliegende, im Breitformat eines Albums oder Skizzenbuchs originell ausgestattete Buch erschienen. Der Text des Basler Kunsthistorikers ist weder als eine sorgsame Lebensbeschreibung noch eine künstlerische Entwicklungsgeschichte der Buchserschen Werke gemeint, sondern es vereinigt beide Betrachtungsweisen in der Form eines geistvollen, schön geschriebenen Essais, der auf alles das hinweisen möchte, was in Buchsers Wesen und Werk als fortwirkend lebendig und beziehungsvoll erscheinen muß. Ein erstes Kapitel sucht die Ursprünge seiner Künstlerschaft aus den Wesenszügen des Heimatbodens und der Volksart zu deuten, ein zweites in den immer neu unternommenen, weiten Wanderzügen dieses Malers das Werden seiner Anschauung und das eigentümliche Schicksal des Schaffenden zu verfolgen. Im dritten und letzten wird für die Art seiner Kunst selber ein tiefer dringendes Verständnis gesucht, indem auf die skizzenhafte Naturfrische großer Vorgänger wie Urs Graf und Manuel, auf den Mangel einer festen heimischen Tradition, auf die blühende Ausdrucksfülle der Farbe im Gegensatz zum französischen Impressionismus, auf das Dramatische der Bildnisse hingewiesen wird, die selten gelungenen Kompositionen als Ausdruck des Glaubens, besser wohl der Sehnsucht und des Strebens nach einer bildhaft gestalteten Einheit von Idee und Erlebnis — gedeutet werden und schließlich in den aus unmittelbarer Naturerfülltheit entstandenen Skizzen und Studien die lyrische Bescheidung, die Disziplin und Größe der malerischen Anschauung als die wesentliche, fortzeugende Frucht dieses Künstlerdaseins aufgewiesen wird. So ist hier nirgends ein Letztes und Endgültiges formuliert, aber doch überall Wichtiges und Bedeutendes auf die geschmaclvollste Weise wenigstens angedeutet. Die beigegebenen 55 Bilder sind ebenso gut gewählt wie vorzüglich wiedergegeben, und man kann höchstens bei den Bildnissen bedauern, daß einige Hauptwerke nicht abgebildet worden sind. Als eine feinsinnige, manchmal bezaubernde Einführung in Buchsers Wesen und Welt wird das Buch vielen Freude und Gewinn bedeuten.

H. Lüdede: Frank Buchsers amerikanische Sendung 1866—1871. Die Chronik seiner Reisen. Holbein-Verlag, Basel 1941.

Dieses Buch behandelt nur einen Ausschnitt aus dem bunten und reichen Leben des Künstlers, aber es wirft zum erstenmal ein klares und scharfes Licht auf die vielleicht merkwürdigste, interessanteste Episode desselben. Sein Verfasser ist nicht etwa Kunsthistoriker, sondern der Anglist der Basler Universität, dem seine amerikanischen Beziehungen gerade dieses Thema nahe brachten. Mit dem Spürsinn des Detektivs und der Akribie des Philologen hat er Buchsers Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, seine Reisen in den mittleren Westen und den Süden, seine Erlebnisse in Washington und New York aus den Skizzenbüchern und den zeitgenössischen Dokumenten fast Tag um Tag zu rekonstruieren vermocht und damit ein Geschehen von beinahe romanhafter Fülle wieder heraufbeschworen. Damit wird nicht nur die Gestalt des Malers selber höchst lebendig, sondern es entsteht ein farbenreiches historisches und kulturgeographisches Gemälde des jugendlich werdenden Amerika jener Zeit, dessen Staatsmänner und Heerführer Buchser ebenso porträtiert hat, wie er die Erscheinung seiner Neger und Indianer, die

Frische und Großartigkeit seiner unberührten Landschaft in kostlichen Bildern und Studien festhielt. Man muß es dem Verfasser besonders hoch anrechnen, daß er diese Aufgabe mit der größten Sachlichkeit und verständnisvollsten Zurückhaltung, sogar seinem Helden selbst gegenüber, gelöst hat. Und nicht die geringste Bewunderung verdient das seine, einführende, doch immer die Distanz wahrende Verständnis, mit dem Buchers künstlerische Arbeit, seien es Gemälde oder Skizzen, hier analysiert und bewertet wird. Wie viele Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller könnten sich daran ein Vorbild nehmen! Musterhaft ist auch die Ausstattung des Buchs mit 94 Tafeln und 9 Textabbildungen und mit den Kartenskizzen auf den innern Umschlagseiten — nur bei wenigen Tafeln (z. B. T. 1 und 4) hat sich die gewählte Reproduktionstechnik nicht als glücklich erwiesen.

O t t o F i s c h e r .

Ein Familienbuch.

Emil Balmer: Uttewil, Vom Hof u vo syne Lüt. Verlag Büchler, Bern 1941.

In Zeiten, da sich große innere und äußere Umwälzungen ankündigen, besinnen sich die Menschen auf naturgegebene Güter. Wie die französischen Okonomisten des 18. Jahrhunderts das Heil von der Landwirtschaft erwarteten und den degenerierten, genußsüchtigen Großstadtmenschen die fruchtbare bäuerlich-patriarchalische Familie entgegenstellten, fühlen wir uns auch heute enger mit der Heimatde verbunden, steigt die bodenständige Schicht unseres Volkstums in der allgemeinen Hochachtung. In solchen Gefühlen bestärkt uns das eigenartige Buch Uttewil. Es ist vergangenes Jahr als Familiendruck, reich illustriert, erschienen, ein stolz-bescheidenes Denkmal, das der jüngste Sohn aus einer fast legendär anmutenden Zahl von zweihundzwanzig Geschwistern seiner Familie und seinem Stammhaus setzt. Emil Balmer, von Jugend auf der Familie in Freundschaft verbunden, macht uns auf Berndeutsch mit dem Schicksal der Hofleute und ihrer Vorfahren bekannt. Die Uttewiler sind ursprünglich protestantische Berner von Diebbach, wo sie schon im 14. Jahrhundert an der Spitze der Gemeinde standen. 1860 kaufte Jo h a n n e s ein Heim im Freiburgischen, nicht weit von der Berner Grenze, das gemäß Berner Tradition dem jüngern Sohne Jakob zufiel. Vater Jakob ist der eigentliche Begründer von Uttewil. Es brauchte die Anstrengung aller Kräfte, um das unter einem Pächter vernachlässigte Gut zu verbessern. Jakob, ein trefflicher Zeichner, entwarf selbst die Pläne für allerlei Nebengebäude und bessere Zufahrten. Sein älterer Bruder Fritz hatte in die „Neflere“ eingehiratet. Der Kinderlose, stockkonservativ, der größte Gegensatz zu Jakob, wird zum hilfsbereiten Götti für die wachsende Familie des Bruders aus der Ehe mit zwei Schwestern. Die Lebensläufe der zweihundzwanzig Kinder, von denen vier im zarten Alter starben und ein Sohn nur siebzehn Jahre erreichte, werden uns liebevoll, mit Anekdoten geschmückt, erzählt. Balmer kann sich nicht nur auf mündliche Überlieferungen, sondern auf manches pietätvoll aufbewahrte Altenstück, auf den Sackkalender Jakobs und Briefe stützen. Jedes Kind erwuchs zu einem tüchtigen Menschen. Nach dem Besuch der Laupener Sekundarschule strebten die meisten nach einer weitern Ausbildung. Bis nach Übersee treibt das eine oder andere der Drang nach Erweiterung der Kenntnisse. Als selbstgemachte Leute finden wir Uttewiler in leitender Stellung in Landwirtschaft und Industrie, in Handel, Militärwesen und Behörden. Historisch abwägende, geschlossene Lebensbilder der Jetztlebenden zu entwerfen, wird die Aufgabe eines späteren Familienforschers sein. Nur einer sympathischen Gründung auf dem Boden des Hofs Uttewil selbst mögen wir noch gedenken. Nach dem Tode der hochverehrten zweiten Mutter Anna, die sich sonntags in Jeremias Gotthelf zu versenken pflegte, wurde der „Stock“ von Bertha zu einer Bäuerinnenschule umgestaltet. Drei der Geschwister blieben unverheiratet, neben Bertha zwei Schwestern, die sich der Krankenpflege widmen. Welche bäuerliche Kraft, wieviel Intelligenz spricht aus den beigegebenen Photographien. Während ein Teil der dritten Generation nach Johannes in die Reihen der Intellektuellen tritt, soll ihnen durch das Buch der Familienzusammenhang vor Augen stehen. Der prächtige Hof Uttewil muß für alle die Heimat bleiben. Emil Balmers Werk erweckt die tröstliche Zuversicht, daß echtes Schweizertum nicht ausgestorben ist.

H e l e n e M e y e r .

Wirtschaftliches Durchhalten.

Dr. Ernst Feiñt: Wirtschaftliches Durchhalten vom agrarpolitischen Standpunkt aus gesehen. Polygraphischer Verlag A.-G., Zürich 1942.

War's wohl Absicht? Die Redaktion der Monatshefte schickt die Schrift des „studierten“ Bauers dem „ungstudierten“, des Ordners unserer schweizerischen Landwirtschaft einem zu ordnenden. Soll dadurch das Werturteil vom praktischen Boden aus über theoretische Darstellungen, vom passiven „leidenden“ Bauer über das behördlich aktive Gestalten ausgerufen werden?

Noch vor wenigen Jahren wäre das leidenschaftliche Aufzeigen von Gegen-säßen, vom Nichtverständensein, vom Zweifel und vom Überdruß die Antwort gewesen. Der Krieg und seine Rückwirkungen in unser Land hat auch da Wandel geschaffen. Auch der praktische Bauer liest heute die Schrift von Dr. Feiñt mit vollem Genuss. Sie ist ihm ein Zeitspiegel. Er sieht sich in diesen interessanten Ausführungen als Angehöriger dessjenigen Standes, der von der Peripherie unserer Wirtschaft ins Zentrum hereingeholt, der vom geduldeten zum tragenden Stande geworden ist. Feiñt schildert in fesselnder Sprache das Erreichte und umschreibt das noch zu Erreichende. Mit bewußter Absicht befaßt er sich nur mit dem landwirtschaftlichen Beitrag zum Durchhalten, aber man spürt es, es geht da um etwas ganz Zentrales, um eine der Voraussetzungen unseres gegenwärtigen Existenzkampfes. So weckt diese Schrift beim Bauer Mut und Entschlossenheit für seine sicher schweren Alltagsverpflichtungen und beim Nichtlandwirt die Erkenntnis großer Wichtigkeit und die Pflicht, selbst nach Kräften mitzuhelfen, die Schweizerischolle dem Volke zum vollen Nutzen werden zu lassen.

Rud. Meier.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Angioletti, G. B.: Le carte parlanti. Vallecchi, Florenz 1941.

Beutler, Ernst: Essays um Goethe. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1941. 464 Seiten und 8 Abbildungen, M. 5.80.

Bohner, Theodor: Das Haus Savoyen. Gründsberg-Verlag, Berlin 1941. 283 Seiten und 16 Bildtafeln, M. 7.50.

Bolschewistische Verbrechen gegen Kriegsrecht und Menschlichkeit. Dokumente, zusammengestellt vom Auswärtigen Amt. 2. Folge. Berlin 1942. 286 Seiten.

Brändle, Thomas: Der Staatsbürger. Ein Leitfaden für den staatskundlichen Unterricht an Schulen und zum Selbststudium. 3. umgearbeitete Auflage. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1942. VIII, 299 Seiten mit 17 Zeichnungen und 15 Tabellen, Fr. 8.75.

Broeg, Geo: Vom Dutzendteich zum Stillen Ozean. Lebensweg eines jungen Menschen. Herder, Freiburg i. Br. 1942. 192 Seiten, M. 3.80.

Brunngraber, Rudolf: Opiumkrieg. Roman. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 312 Seiten.

Bühler, Paul: Vom Werdegang des Dramas. Rudolf Geering, Basel 1942. 45 Seiten, Fr. 2.90.

Burdhardt, Paul: Geschichte der Stadt Basel. Von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942. 408 Seiten, Fr. 16.—.

Cecchi, Emilio: Corse al trotto. Sansoni, Florenz 1941.

Die Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe. Ein Arbeitsbericht. Herausgegeben im Auftrag des Württ. Kultministeriums von Theophil Frey. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1942. 56 Seiten, M. 2.20.

Durchhalten — Aufbauen. Der Weg der schweizerischen Wirtschaft in die Zukunft. Herausgegeben von der Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau. Francke, Bern 1942. 50 Seiten.

Fischer, Ernst: Zum Geisteskampf der Gegenwart. Friedrich Reinhardt, Basel 1941. 79 Seiten.

Fochler-Haule, Gustav: Die Mandschurei. Eine geographisch-geopolitische Landesfunde. Kurt Bowinkel, Heidelberg 1941. 448 Seiten reich bebildert, M. 25.—.

Fraccaroli, Arnoldo: Rossini. Mondadori, Mailand 1941.

Frey, Arthur: Der Bildungsgedanke und die heutige Schule. Verlag der A3-Presse, Aarau 1942. 44 Seiten.

v. Hagen, Maximilian: Bismarck und England. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1941. 161 Seiten, M. 4.50.

Hanley, James: Ozean. Seeroman. Übersetzung aus dem Englischen. Steinberg-Verlag, Zürich 1942. 247 Seiten, Fr. 6.80.

Haussmann, Manfred: Abel mit der Mundharmonika. Roman. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 316 Seiten.

Hillard, Gustav: Die Nacht des Dr. Selbende. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1942. 88 Seiten, M. 1.—.

Hilti, Hans: Carl Hiltys Stimme in unserer Zeit. Nach zwei Radiovorträgen im Studio Zürich. Herausgegeben vom Verkehrsverein Grabs/St. G. 1942. 22 Seiten, Fr. 1.—.

Hoster, Hermann: Geneßung in Graubünden. Roman eines Kurortes. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 399 Seiten.

Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1941. Verlag der Geschäftsstelle in Küsnacht/Zh. 1942. 88 Seiten, Fr. 2.—.

Ilg, Paul: Die Brüder Moor. Des Menschlein Mathias zweiter Teil. Roman. Neue erweiterte und veränderte Ausgabe. Rascher, Zürich 1942. 220 Seiten, Fr. 7.50.

Kellenberger, Eduard: Zahlungsexport und Zahlungsbilanz. Band II und III. A. Franke, Bern 1942. 372 und 230 Seiten, Preis zusammen Fr. 37.50.

Lisi, Nicola: Concerto domenicale. Vallecchi, Florenz 1941.

von Mandach, E.: Albert Anker. 156 Gemälde und Zeichnungen. Frez & Was-muth, Zürich 1942. 33 Seiten Text.

Moretti, Marino: La vedova Fioravanti. Mondadori, Mailand 1941.

von Moos, Herbert und Endres, Franz Carl: Das große Weltgeschehen. Band III, Lieferung 7. Hallwag, Bern 1942. 40 Seiten.

Mutter und Kind. Jahrbuch für Kinderpflege und Familienglück. Walter Loepthien, Meiringen 1943. 112 Seiten, Fr. 1.—.

Rebelthau, Otto: Das Nachtkind. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1942. 62 Seiten mit 8 farbigen Bildern und 19 schwarzen Zeichnungen von Else Wenz-Biètor.

Papini, Giovanni: Italia mia. Vallecchi, Florenz 1941.

Pozzoli de Vesta, Andrea: Aufruhr im Val San Carlo. Roman. Hans Feuz, Bern 1942. 226 Seiten, Fr. 5.—.

Reimann, Hugo: Manichäismus, das Christentum der Freiheit. Rudolf Geering, Basel 1942. 45 Seiten, Fr. 2.80.

Remington, W. E.: Gewitter über Insulinde. Philippinen - China - Japan - Niederländisch-Indien - Südsee. Deutsch von M. E. Rähnert. Bolliger, St. Gallen 1942. 308 Seiten und 32 Bildtafeln, Fr. 12.—.

Rensi-Beruchi, Lauretta: Trostbüchlein. Deutsche Übersetzung von Marj Conz. Rascher, Zürich 1942. 61 Seiten, Fr. 3.80.

Rittlinger, Herbert: Ich kam die reißenden Flüsse herab. Ganz allein zum Amazonas. Roman. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1941. 234 Seiten.

Röthlisberger, Ernst und Schultheß, Harald: Soziale Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung in der Schweiz und im Ausland. Sonderdruck aus dem Assekuranz-Jahrbuch Band 61. 70 Seiten.

Schaller, Alfred: Betriebswirtschaftliche und volkswirtschaftliche Probleme einer schweizerischen Binnenschiffahrt. Separatabdruck aus „Die Rheinquellen“, März 1942.

Schweizer Eulenspiegel-Kalender 1943. 55. Jahrgang. Ringier, Zofingen 1943. 112 Seiten, Fr. 1.15.

Siebenhundert chinesische Sprichwörter. Unter Benützung der englischen Übersetzung von H. H. Hart ins Deutsche übertragen von M. von Wyß-Bögtlin. Rascher, Zürich 1942. 112 Seiten, Fr. 5.80.

Stauffer, Fred: Die letzte Stund vom Jederma. Das Spiel vom Sterben des reichen Mannes, in berndeutschen Versen. Francke, Bern, 1942. 40 Seiten, Fr. 1.60.

Steiner, Erwin: Der Transhelvetische Kanal. Illusion und Wirklichkeit. Separatabdruck aus der „Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft“, Heft II, 1942.

Strebel, J.: Paracelsus. Zur vierten Jahrhundertfeier seines Todes. 24. September 1541—24. September 1941. Herausgegeben von der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft, Bern 1941. 2 Hefte, 68 und 50 Seiten.

Surányi-Unger, Theo: Weltwirtschaft und Wehrwirtschaft. Gustav Fischer, Jena 1942. 120 Seiten, M. 6.—.

Turgenew, J. S.: Ein Monat auf dem Lande. Komödie. In einer freien deutschen Text- und Bühnensetzung von Erwin Reiche. Francke, Bern 1943. 105 Seiten, Fr. 1.90.

Unger, Hellmuth: Robert Koch. Roman. Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1942. 248 Seiten.

Vinde, Victor: Eine Großmacht fällt? Europa-Verlag, Zürich 1942.

Vittorino, Elio: Conservazioni in Sicilia. Mondadori, Mailand 1942.

Walpole, Hugh: Die Lustgärten Gottes. Roman. Deutsche Übertragung von Rudolf Liechti. Humanitas-Verlag, Zürich 1943. 667 Seiten, Fr. 12.80.

Zavattini, Cesare: Io sono il diavolo. Bompiani, Mailand 1941.